

Trotz meiner bedeutenden Amts-Geschäfte habe ich nicht unterlassen, alles Neue sorgfältig abzuzeichnen; und ich hoffe, der K. K. Akademie der Wissenschaften zu Wien diese 80 Abbildungen, nebst meinen abyssinischen Neuigkeiten in natura, bald vorzulegen.“ . . . —

Das Schreiben schliesst mit der willkommenen Botschaft, dass Herr Heuglin noch in diesem Winter zu Wien einzutreffen gedenkt.

Möge Demselben im gesammten deutschen Vaterlande eine so ehrenvolle Aufnahme zu Theil werden, wie seine Aufopferung und seine verdienstvolle Thätigkeit sie in so hohem Maasse verdienen.

Berlin, im September 1854.

L. Buvry.

Das Zahlen-Verhältniss der Geschlechter bei *Perdix cinerea*,

in Bezug auf pfliegliche Jagdwirthschaft betrachtet.

Von

C. E. Diezel,

Kön. Bayer Revierförster; Mitglieder d. naturforsch. Gesellsch. zu Altenburg, Augsburg, Berlin, Carlsruhe, Frankfurt a. M., Hanau, Marburg, München, Nürnberg u. Regensburg.

Der hier zu besprechende Gegenstand scheint mir ebenso eine Frage der speciellen Ornithologie, wie er von Wichtigkeit ist für die zweck- und naturgemässe Pflege der Niederjagd. Letztere wird hier, wie überall, nur dann für zweckentsprechend gelten können, wenn sie bestrebt ist, so naturgemäss wie möglich zu verfahren. Darüber jedoch, ob sie diess thue, wird sie billiger Weise auch gern das Urtheil von speciell wissenschaftlicher Seite vernehmen wollen. Daher wird sie ein solches, wenn es sich nicht von selbst darbietet, wo möglich einzuholen suchen, — wie ich wenigstens es vor dem Abdrucke der hier folgenden Auseinandersetzung zu thun beabsichtige

Bei einem Forstmanne von Fache, der hiernach ebenso Jäger von Beruf, wie aus wärmster Neigung ist, werden ohnehin die Leser einer Zeitschrift für Ornithologie nicht bloss erwarten, sondern es, wie ich glaube, auch gern billigen, wenn in solchem Falle Bemerkungen von

und trotz der genauen Beschreibung desselben durch den ersten Ornithotomeo seiner Zeit, den verstorbenen Prol. Nitzsch zu Halle, (in Naumann's Werk,) neuerlich 3 der ersten Zergliederer in England so weit gegangen sind, sogar das Vorhandensein des ganzen Organes bestimmt zu läugnen! weil es, — jedenfalls nur durch eigenes Verschulden bei dem Untersuchen, — ihnen misslungen ist, dasselbe zu finden: (s. Zoolog. Transactions, 1853;) während z. B. Hr. Inspector Rammelsberg hierselbst es mehrfach seinem ganzen Umfange nach herauspräparirt, aufgeblasen und so getrocknet aufbewahrt hat.

Von wohlbekannter Freundshand liegen daher seit einiger Zeit Bemerkungen darüber, veranlasst durch jenes merkwürdige Nicht-Finden des Kelsackes, für unser „Journal“ vorbereitet. Für sie kömmt mithin die bestätigende Entdeckung des Hrn. Heuglin über den, schon immer so allgemein vermutheten Zweck des Organes jetzt zu sehr gelegener Zeit.

D. Herausg.

seiner Hand überall zunächst von seinem fachlich-eigenen Standpunkte ausgehen. Eine dem angemessene Beschränkung einerseits, und billige Stimmberechtigung andererseits, liegen bei derartigen Fragen ja wohl beide gleich nahe. Wirkliche Erfahrungen aber, — zumal wenn sie, wie die meinigen in Bezug auf diesen Gegenstand ins Besondere, nicht ohne ziemliches „Lehrgeld“ erworben sind, — werden gewiss ebenso, wie der Ausdruck von Ansichten und Vorschlägen, welche sich auf die ersteren gründen, von der einen Seite her auch für die andere nur willkommen sein. Denn mindestens wird es nicht leicht fehlen können, dass sie zu beiderseitiger Aufklärung dienen mögen.

Wenn jedoch mit dem Versuche hierzu bei einer Frage von doppel-seitiger Natur, wie die gegenwärtige, zunächst ein Vertreter des einen Zweiges hervortritt: so hat sich ihm dabei zugleich wenigstens der Wunsch aufgedrungen, wo möglich sofort eine beiderseitige Beurtheilung zu vereinigen.

Er hat es daher, unbeschadet der Unabhängigkeit eigener, wie fremder Meinung, jedenfalls nicht ohne den Versuch thun wollen, seine Darlegung einen kleinen Umweg machen zu lassen, um so die Ansichten von beiderlei Seiten gleich neben einander gestellt zu sehen. Wenn daher einem werthen, in der Nähe von Breslau wohnenden Freunde ein Vermittelungsversuch, wie zu erwarten, nicht misslingt: so wird gegenwärtiger Aufsatz dem Hrn. Herausgeber dieser Zeitschrift, und dann hoffentlich auch den Lesern derselben, auf dem etwas verlängerten Wege über Breslau, nämlich aus letzter Hand durch Hrn. Dr. Gloger dasselbst, und von ihm („pro oder contra“) mit den ihm geeignet scheinenden „notaminibus ad marginem“ versehen, vor Augen kommen.

[Beides geschieht nun hiermit. Aber der gemeinte „Umweg“ dazu ist freilich etwas länger, als nöthig, und schon deshalb auch langwieriger geworden: einerseits, weil der Hr. Verfasser, bei dem bisherigen Mangel persönlicher Verbindung zwischen uns, nicht wusste, dass ich seit bereits 11 Jahren hier (zu Berlin) lebe; andererseits, weil sein *vin* in der Nähe von Breslau wohnender“ Freund, (Hr. v. H. zu Rosenthal,) auch die Sendung erst selbst auf weiteren Umwegen hatte zu Händen erhalten können. So hatte Derselbe allerdings, trotz dem besten Willen, den ihm gewordenen Auftrag nicht sofort an mich besorgen können.

Noch weniger hätte aber Hr. Oberförster Diezel, als er gegen Ende des April den hier folgenden Aufsatz niederschrieb, füglich irgendwie ahnen können, dass zu eben derselben Zeit eine genaue Erörterung dieser zoologisch-jägerischen Frage, durch mich selbst niedergeschrieben in der Mitte des März, bereits zu Frankfurt a. M. für das Mai-Heft der dort herauskommenden „Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung“ gedruckt wurde, oder vielmehr schon gedruckt war. Gewiss ein so höchst eigenthümliches Zusammentreffen, wie möglich. —

Dagegen lag ein Zweites und Drittes freilich um so näher.

Das Eine war: dass hauptsächlich eben die zahlreichen Erfahrungen des Hrn. Oberförster D., so wie dieselben in dessen jägerischen Schriften sich niedergelegt finden, es gewesen sind, welche mir überhaupt Veranlassung dazu gegeben hatten, den Gegenstand seit langer Zeit in Gedanken

vor- und jetzt unter die Feder zu nehmen. *) Das Andere war: dass ich diess zwar, als gleichfalls (ebenso, wie Hr. Oberf. D. selbst) Mitarbeiter der „Forst- und Jagd-Zeitung,“ wegen der überwiegenden praktischen Wichtigkeit der Sache für das Jagdwesen zuvörderst dort gethan habe; aber zugleich auch mit der, dem Herausgeber unseres „Journals“ bereits vorher ausgesprochenen Absicht, nachher das ornithologisch Wesentlichste davon entweder selbst im „Journal für Ornith.“ ebenfalls mitzutheilen, oder die Anfertigung eines Auszuges daraus für dasselbe dem Hrn. Herausg. selbst zu überlassen.

Da aber hat denn, bevor überhaupt Eines von Beidem irgend hätte geschehen können, ein sonst häufig nicht eben gern gesehener Dritter, Namens „Zufall,“ es sich nicht nehmen lassen, rasch und mit eben so „neckischem“, als wohlmeinendem Humor gleichfalls die Rolle eines, für dieses Mal ganz willkommenen „Vermittlers“ zu spielen. Denn er hat offenbar die Sache wirklich aufs Beste wieder in's Gleichgewicht zu bringen gewusst: indem er „vice versa“ es gefügt hat, dass nun ebenso, wie der Ornitholog dem Forstmanne für die forstmännische Zeitschrift, so auch der Forstmann wiederum dem Ornithologen für die ornithologische, recht „wie gerufen“ entgegen- und zugekommen ist. „Quod sit bonum omen!“ —

Als solches haben, wie vorauszusetzen, jedenfalls wir beiden zunächst Beteiligten, ebenso wie unsere „vermittelnden“ Freunde, dieses höchst drollige Zusammentreffen bei dem Beginnen unserer neuen Verbindung betrachtet. Ueberdiess treffen, wie leicht zu erkennen, unsere beiderseitigen Ansichten der Hauptsache nach eben so nahe zusammen, wie die beiderseits gleiche Theilnahme des Einen für das Hauptfach des Anderen. So unterscheiden sich denn auch die Meinungen beide nur durch einiges „Mehr“ und „Weniger“ in Betreff ihrer Bestimmtheit und Schärfe oder Strenge: und zwar mit dem „Mehr“ auf derjenigen Seite, von welcher man diess in solcher Hinsicht ja wohl ziemlich gewohnt ist. (Gloger.)

Nächst der so vielbesprochenen und dennoch erst sehr spät zur wirklichen Entscheidung gekommenen Controverse über die wahre Zeit der Rehbrennt, hat sich wohl kaum über irgend einen anderen Gegenstand der Jagdkunde eine grössere Meinungsverschiedenheit kundgegeben, als über den, welchen ich zum Thema für diesen kleinen Aufsatz gewählt habe.

Daraus, dass ich schon von frühester Jugend an ein leidenschaftlicher Jäger gewesen bin, möchte sich freilich noch Wenig oder Nichts für meine Befähigung, in dieser Frage ein Wort mitzusprechen, folgern lassen; denn bekanntlich gibt es Tausende von Jagdliebhabern, die während ihrer ganzen Lebenszeit fort und fort morden, ohne sich im Geringsten um die Naturgeschichte der Jagdthiere zu bekümmern. Indess bei mir verhielt sich das anders. **)

*) Und zwar lag die neueste „Veranlassung“ hierzu in meinem, erst vor beiläufig einem Jahre erfolgten Bekanntwerden mit dem neuesten derartigen Werke Desselben: „Erfahrungen auf dem Gebiete der Nieder-Jagd. Offenbach a. M. 1849.“

**) Davon zeugen, ausser vielen einzelnen kleineren Arbeiten für Zeitschriften, am besten die beiden, wohl auch manchem Ornithologen bekannten Hauptchriften des Verfassers: seine, vor mehr als 30 Jahren erschienenen, „Fragmente für Jagdliebhaber,“ und die soeben genannten „Erfahrungen.“ (Gloger.)

Ich habe nicht bloss alljährlich sehr viel Wild geschossen, sondern auch Vieles in Bezug auf das gesammte Leben und Verhalten desselben genau untersucht; und, — worauf hierbei gewiss mit das Meiste ankommt, — ich habe schon frühzeitig nicht bloss viele fremde Jagdreviere besucht, sondern auch deren eigene besessen; und zwar sehr ausgedehnte und gut besetzte. Demnach habe ich zu solchen Untersuchungen die beste Gelegenheit gehabt, die man sich nur immer wünschen kann, und habe nicht ermangelt, sie bestens zu benutzen. Denn Letzteres nach Möglichkeit zu thun, liegt stets in dem eigenen Interesse jedes Revierbesitzers.

So wie nämlich jeder Agronom, der seinen eigenen Vortheil und das Wesen seines Berufes richtig erkannt hat, in dem Bestreben, seinem Boden die grösste mögliche Fruchtbarkeit abzugewinnen, unermüdlich ist und kein Mittel zur Erreichung dieses Zweckes unversucht lässt: ebenso muss auch der Jagdbesitzer Alles aufbieten, um den Ertrag seiner Pachtung dem Culminations-Punkte nahe zu bringen. Und hierbei erscheint das bekannte Sprüchwort der alten Römer: „*Lucri bonus odor ex re qualibet!*“ nicht in jenem gehässigen Lichte, wie er freilich sonst im gemeinen Leben oft gedeutet und befolgt wird. Der „*lucrus*“ wird vielmehr bei der Jägerei oft nur eine Art naiver Illusion und Spielerei; denn man freut sich nicht selten auf wahrhaft kindliche Weise über einen kleinen Gewinn aus verkauftem Wildpret, ohne daran zu denken, dass die darauf verwendeten Kosten vielleicht drei- oder viermal so viel betragen, wie jener geringe und mehr eingebildete, als wirkliche Vortheil. Geht es doch bei der Landwirthschaft, wenn sie von so genannten „Manschetten-Bauern“ betrieben wird, fast ebenso. Auch diese sprechen mit Enthusiasmus von den reichen Ergebnissen ihrer Wirthschaft an Milch, Butter etc.: während doch oft, wenn man ihre Auslagen berechnet, Niemand in der Welt diese Producte theurer bezahlt, als eben sie.

Ein Gleiches war nun auch bei meinen eigenen Speculationen sehr oft der Fall. Doch schlug ich das waidmännische Vergnügen, welches sie mir gewährten, stets viel höher an, als alle pecuniäre Vortheile.

Als ich daher zuerst in französischen Jagd-Schriften die Behauptung aufgestellt fand: „dass man, ohne in der Paarzeit die Reviere zu entzählen, (*ecoquéter*,“) d. h. ohne die so genannten „überzähligen Hähne“ wegzuschies sen, „durchaus kein vollkommenes Feldhühner-Gehege zu Stande bringen könne“! da griff ich diesen Gedanken rasch und mit grossem Eifer auf. Demgemäss beschloss ich sogleich, dieses, mir noch neue System nach seiner ganzen Ausdehnung anzuwenden. Die Sache hörte sich ja so hübsch plausibel an! Man konnte sie also wohl einmal versuchen. Diess beschloss ich daher zu thun: obgleich meine sämmtlichen Gränznachbarn sich um das Geschlecht der Feldhühner, welche sie schossen oder fügen, nie bekümmerten, sondern manche von ihnen Hahn und Henne gar nicht von einander zu unterscheiden wussten, und nichtsdestoweniger doch recht wohlbesetzte Reviere hatten. Ja, ich verharrete bei meinem Vorsatze: obgleich einer dieser Nachbarn mich einst geradezu einer ganz unpfleglichen Jagdbehandlung beschul-

digte, als er mich im Frühjahre einige solche „überzählige Hähne“ weggeschossen sah.

Dieser Vorwurf, den ich vergebens zu bekämpfen versuchte, brachte mich aber zuerst auf den Gedanken, einen anderen Weg einzuschlagen, als meine französischen Vorbilder. Es war ein Weg, der mir in mehrfacher Beziehung zweckmässiger schien, und zu dessen Verfolgung mir auch die dortige, ganz vorzüglich günstige, ja „in ihrer Art“ fast „einzige“ Oertlichkeit die Mittel an die Hand gab.

Ich hatte nämlich wahrgenommen, dass im Spätjahre fast alle Feldhühner in die kleinen, allda vorhandenen Remisen einfielen, welche sich zwischen meinem damaligen Wohnorte Rädlein und dem benachbarten, an dem Ufer des Mainstromes gelegenen Orte Grafenrheinfeld hinzogen, und welche vermuthlich in der Vorzeit zu hydrotechnischen Zwecken angelegt worden waren. In diese Gebüschse also flüchteten sich zu Anfange des Winters alle Hühnerketten: weil sie in der dortigen, sehr grossen Aue keinen anderen Schutz fanden, wenn der kalte Norwind über die weite Ebene hinstreichen anfang. Auf diesen besonderen Umstand gründete ich nun meinen Operationsplan:

Ich liess nämlich die sehr zahlreichen, in dieser Umgebung ausgekommenen Repphühner-Völker absichtlich während der sonst gewöhnlichen Jagdperiode, also den September und October hindurch, ganz unbeschossen. Erst im November fing ich dann an, jene kleinen Wäldchen, die nur selten mehr als 8 Ruthen breit und bloss einige Hundert Schritte lang waren, entweder von einigen Treibern durchgehen, oder mit Vorstehhunden absuchen zu lassen. An dem Ende derselben stellte ich mich dann so an, dass nun die darin liegenden Feldhühner entweder spitz auf mich zu-, oder seitwärts an mir vorüberstrichen. In beiden Fällen wurde es mir sehr leicht, das braune Schild auf der Brust der Männchen zu erkennen, um nur diese aufs Korn zu nehmen.

Einzelne Täuschungen kamen dabei zwar bisweilen vor, wenn eine oder die andere Henne ungewöhnlich viel braune Federn auf der Brust hatte: so dass ich sie dann im schnellen Vorüberstreichen für einen Hahn ansah. Doch auf das Ergebniss im Ganzen hatten diese wenigen Ausnahmen und Missgriffe durchaus keinen Einfluss. Sie konnten daher für die Frage ins Gesammt nicht in Betracht kommen.

Mit der grössten Spannung und Ungeduld sah ich nunmehr dem nächsten Sommer entgegen: da ich mir von ihm, wie man zu sagen pflegt, „goldene Berge versprach.“ —

Ich hatte nämlich mit voller Zuversicht darauf gerechnet: jede meiner Hennen, welcher es etwa an einem Gatten fehlen möchte, werde sich einen aus dem nächsten, jenseits des Maines gelegenen Reviere herüberholen, welches damals, als landesherrliches Leibgehege, sehr reich mit Feldhühnern bevölkert war, und welches mithin, meiner Ansicht nach, „jedige Jungesellen“ in beliebiger Zahl musste abgeben können. Doch auch diese „Rechnung“ hatte ich, wie schon so manche andere, sprüchwörtlich zu reden, „ohne den Wirth gemacht.“ Denn schon im nächsten Sommer und Herbst musste ich mit Befremden wahrnehmen: dass offenbar der Bestand in meinem Hühnergehege sich nicht bloss nicht

vermehrt hatte; sondern auch, dass jetzt die Zahl der vorhandenen Ketten gar nicht einmal jene der in früheren Jahre dagewesenen erreichte.

Als ich dann aber vollends im November anfang, dieselben zu beschliessen, und zwar (um der Sicherheit der Beobachtung willen) jetzt ohne Unterschied des Geschlechtes: da fand sich denn, zu meiner nicht geringen Verwunderung, das geradeste Gegentheil des Erwarteten. Ich sah nämlich, zu meinem grössten Leidwesen: dass unter den erlegten alten Hühnern nicht bloss eben so viel, sondern sogar mehr Weibchen, als Hähne, waren; dass also vom jenseitigen Ufer die gehoffte Zahl von Liebhabern für die verlassenen Wittwen sich nicht eingefunden hatte; und dass folglich meine ganze Speculation das gehoffte Resultat nicht geliefert habe! —

Mit dieser betrübenden Wahrnehmung verglich ich nun jedoch auch noch die allgemeine Erfahrung: dass es ja ganze, weite Länder oder Landstriche gibt, wo die meisten Jäger noch nie Elwas von der, in Frankreich so beliebten Methode des so genannten „Enthahmens“ gehört oder gelesen, viel weniger einen Versuch damit angestellt haben; und dass gleichwohl ihre Gehege vortrefflich mit Hühnern besetzt sind. Diess musste daher auch mich wohl allmählich von meiner, durch jene französischen Muster erzeugten Vorliebe für das Enthahnen wieder zurückbringen.

Demgemäss bediene ich mich desselben jetzt bloss noch unter gewissen Bedingungen, und stets nur unter Beobachtung der grössten Vorsicht. *)

Nämlich es geschieht nur dann: wenn ich mich im Verlaufe der vorausgegangenen Schiesszeit hinlänglich überzeugt habe, dass wirklich die Zahl der Männchen merklich grösser war, als die der Hennen; und namentlich, wenn ich während ihrer Paarzeit in der Morgen- und Abenddämmerung ein starkes Rufen und häufige Raufereien unter den Hähnen bemerke. Doch auch dann schiesse ich selten mehr als Einen Hahn von derselben Henne, oder aus der nächsten Umgebung derselben weg: um ja nicht weiter zu gehen, als diess gut sein möchte, und um nicht durch eine gewaltsame Störung des natürlichen Geschlechts-Verhältnisses die Vermehrung eher zu hindern, als zu befördern.

*) Bei Dingen, die insofern unmöglich sind, als sie ihren Zweck nicht erreichen, sondern einen gerade entgegengesetzten Erfolg haben, und die noch dazu so schwer auszuführen sind, giebt es nur Eine wirklich ausreichende „Vorsicht“, die aber glücklicherweise ja auch die leichteste von allen bleibt, und die ich daher in meinem Aufsätze (im diessjährigen Mai-Hefte der „Allg. Forst- und Jagd-Zeitung“) ausschliesslich empfohlen habe. Es ist die: alle dergleichen Künsteleien und Versuche zu einer vermeintlichen Verbesserung der Natur (!) oder ihrer, so wohlberechneten Einrichtungen lieber ganz und gar zu unterlassen. — [Wäre Fürst Talleyrand, der „weiland Bischof von Autun“ und nachherige schlaue Diplomat, zugleich auch Jagdfreund gewesen: so würde er wahrscheinlich Veranlassung genommen haben, den Jägern seines Vaterlandes in Bezug auf dieses „Ecoquéter“ zu sagen, was er zu Louis Philipp's Zeit einmal hinsichtlich einer damals beabsichtigten, ihm sehr unpolitisch scheinenden Minister-Combination ausserte. „Hr. A. ist unmöglich; Hr. B. würde sehr schwierig sein. Beide zu Einer Combination vereinigen zu wollen, hiesse also: der Unmöglichkeit auch noch eine Schwierigkeit hinzufügen.“] Gl.

Ferner setze ich dieses Geschäft auch nur bis zu Ende des März fort, oder höchstens etwa noch in den ersten Tagen des April: je nachdem früher oder später wirkliches Frühlingswetter eintritt. Denn auch dann noch damit fortzufahren, wenn die Hühner, nach der Sprachweise der Vogelsteller, bereits „ganz fest gegattet sind,“ das würde gewiss nur Nachtheil bringen.

Wer sich daher überhaupt mit einer solchen Verminderung der „überzähligen Hähne“ befassen und so der Natur gleichsam „Gesetze vorschreiben“ will, der beachte dann wenigstens genau folgende Regeln, die sich ins Gesamt auf hinreichend bekannte, praktisch-jägerische Erfahrungen begründen:

a) Niemals dürfen hierzu junge schiessbegierige und hitzige Leute, die ihres Schusses noch nicht vollständig (technisch und moralisch!) gewiss sind, zugelassen, viel weniger gar dazu ausersehen werden. Es müssen vielmehr durchaus kaltblütige, ruhige und besonnene Männer sein, die zugleich auch ganz zuverlässige Schützen sind.

Ferner darf man sich bei dieser Jagd nur ganz ruhiger, vollkommen abgeführter Hunde bedienen. *)

b) Wer etwa schwache Augen hat, der bediene sich zuvor, um sicher zu Werke zu gehen, eines kleinen Fernglases, („Opernguckers,“) und betrachte so die Hühner während ihres „Liegens“ recht genau: während er sie mehrmals in gehöriger Schussweite umkreist. **)

c) Liegt das Paar so nahe beisammen, dass beim Schiessen im Sitzen durch das Abprallen oder Verschlagen eines Schrotkornes die Henne mitgetroffen werden könnte: dann setze man sie keiner Gefahr aus; sondern man stelle sich dem vorstehenden Hunde so gegenüber, dass man erwarten kann, die Brust beider Vögel, wenn sie vom Boden aufstieben, vollkommen deutlich sehen zu können. Dann lasse man sie, wenn man einen Begleiter bei sich hat, entweder von diesem aufscheuchen, oder von dem vorstehenden Hunde herausstossen; jedenfalls aber schieße man auch hierbei nur dann, wenn durchaus kein Zweifel darüber obwaltet, welches von beiden der Hahn sei.

d) Die, wie sich von selbst versteht, unerlässlichste Bedingung für Jeden, der sich hiermit überhaupt befassen will oder soll, — mithin recht eigentlich von allen dazu erforderlichen Requisiten das erste, — bleibt: eine hinreichende Geübtheit im sicheren Erkennen beider Geschlechter.

Hiermit aber hat es freilich oft seine „guten Wege,“ d. h. sehr weite! Denn nicht bloss von unzähligen Dilettanten, sondern leider sogar

*) Es dürfen mithin, schon um ihrer selbst willen, keine solche dazu genommen werden, welche durch voreiliges Einspringen („Vorpellen“) in dem Augenblick, wo der Schütze das Gewehr an den Kopf nimmt, sich der Gefahr der Tödtung aussetzen; (denn in solchen Fällen wird ja gewöhnlich der Kopf oder doch der Vordertheil des Körpers getroffen;) sondern es müssen ganz ruhige sein, die fest aushalten, bis der Schuss gefallen ist.

**) Und bei Letzterem darf natürlich, wie immer beim „Kreisen,“ nicht still gestanden werden: weil sonst die Hühner der Regel nach ebenso bald aufstehen, wie der Hase, wenn man ihn, ruhig still stehend, in seinem „Lager“ beaugenscheinigen will.

von Seiten mancher „Jäger vom Fache,“ sieht man diesen Punkt auf eine ganz unverzeihliche Weise vernachlässigt: so dass sie kaum, mit dem Vogel in der Hand, die nöthigen Merkmale anzugeben wissen. Und doch ist die Unterscheidung für den aufmerksamen Beobachter nicht schwer, sobald er nur einmal dahin gekommen ist, die leidige „Schuss-hitze,“ (eines der grössten Uebel in der Jägerwelt,) überwinden zu lernen. *)

Wenn manche Schriftsteller den rötheren Kopf des Männchens, oder den grösseren Umfang der warzigen rothen Haut unter den Augen desselben, als ein sicheres Kennzeichen angeben: so ist zwar Beides nicht unbegründet, aber wenigstens zu unbedeutend für die meisten Anfänger; und jedenfalls bleibt es viel zu unwesentlich für die meisten Fälle der waidmännischen Praxis. Namentlich für den hier besprochenen erscheint es geradezu unanwendbar. Denn wer kömmt wohl jemals den lebenden Feldhühnern so nahe, dass ihm so unbedeutende und schwer zu erkennende Merkmale zu einer sicheren Richtschnur dienen könnten? Bleibt man dagegen in der gewöhnlichen, für solche Experimente erforderlichen Entfernung von 15 bis 20 Schritten: so scheidert auch die Sehkraft der sonst besten Augen wohl stets an der Schwierigkeit einer solchen Aufgabe.

Die so oft gehörte, aber ganz irrige Behauptung: dass, gleichwie im Herbst bei der ganzen „Kette“, so auch zur Paarzeit der Hahn immer zuerst „aufstehen“ solle, muss ich gleichfalls verwerfen. **) Um so mehr empfehle ich dagegen als ganz einfache Regel das Eine:

wenn ein Hühner-Paar auf dem Boden liegt, auf Nichts weiter, als nur auf die Farbe des Rückens, zu achten.

Dieser ist nämlich bei dem Männchen schon überhaupt, namentlich aber, was die Flügeldeckfedern betrifft, bei Weitem heller und röthlicher, also gleichsam buntfarbiger, als bei der Henne: während letztere, mit ihrem schmutzig grauen Rücken, mehr der Farbe des Erdbodens gleicht. †)

*) Anderentalls erfüllt man hekanntlich aber, wenn auch noch so sicher „schiessend,“ dennoch kaum die Hälfte der Bedingungen eines wahren „Jägers:“ da eben das blosses Tödteln von Geschöpfen, an und für sich allein, bloss ein sehr relatives Verdienst ist.

**) Ja wohl! — Schon bei der „Kette,“ mindestens wenn die Jungen derselben fast oder gar vollständig erwachsen sind, erleidet diese Regel, (obgleich sie auch dann im Ganzen bestehen bleibt,) doch nach Umständen gar nicht selten Ausnahmen. Denn wenn das „Volk“ sich mehr oder weniger zerstreut hat, um zu „weiden,“ und wenn es hierbei ganz unvermuthet überrascht wird: so steht gar nicht selten die Henne, ja zuweilen sogar eines der Jungen, zuerst auf. Nämlich dasjenige thut es dann, welchem entweder die plötzliche Ueberaschung zufällig am nächsten ist, oder welches sich am meisten durch sie erschreckt fühlt. So ganz besonders im niedrigen Gehölze, auf jungen „Lauen,“ in recht hohem Kartoffelkraute od. dergl.

Vollends aber „zur Paarzeit“ kehrt sich die Sache geradezu um. Dann fliegt gewöhnlich oder fast immer, — d. h. wieder mit Ausnahme besonderer, einzelner Fälle, — der Hahn zuletzt auf: ganz ähnlich, wie ja überhaupt bei Vögeln, die im Frühjahr paarweise bei einander sind, das Weibchen voranfliegt. Schon deshalb läuft um diese Zeit gerade der Hahn am häufigsten Gefahr, einem lauernden Raubvogel in die Krallen zu gerathen. Gloger.

†) Eben hierauf beruht für sie die, nach Verhältniss allezeit weit geringere

Im Fluge hingegen ist das tiefbraune, hufeisenförmige „Schild“ des Männchens auf der Mitte der Brust das beste und untrügliche Kennzeichen; und ein geübtes Auge erkennt dieses Merkmal schon beim Aufstieben des Vogels, auch wenn er nicht „spitz“ auf den Jäger zu-streicht, sondern sich auf die Seite, oder von ihm abwärts wendet.

Das Weibchen hat zwar bisweilen auch viel braune Federn auf der Brust; diese sind aber meistens blässer, als jene des Hahnes, und nicht so zusammenhängend, sondern hier und da mit kleinen weisslichen Federchen untermischt. Im schnellen Vorüberstreichen kann man das also freilich nicht immer gehörig unterscheiden: wesshalb denn, selbst bei der vollständigsten Sachkenntniss und grössten Vorsicht, bisweilen eine Verwechslung mitunterläuft. *)

Jedenfalls aber steht immer das fest, was ich weiter oben schon angeführt habe: dass man im Frühjahr mit der Verminderung der Hähne, wenn überhaupt (nach den im Herbste und Winter vorausgegangenen Beobachtungen) ein solcher Eingriff in den gewöhnlichen Gang der Natur als zweckmässig erscheint, zu rechter Zeit beginnen und schon mit Ende des Monates März damit aufhören müsse; so wie zweitens auch, dass man in keinem zu kleinen Bezirke, und noch weniger von einer und derselben Henne, zwei Männchen wegnehmen dürfe. **)

Mein ganzes, sehr lauges Jägerleben hindurch habe ich es mir stets zur besonderen Aufgabe gemacht, alle von meiner Hand erlegten Thiere sorgfältig zu untersuchen und zu vergleichen: weil ich jederzeit so sehr, wie irgend Jemand, der sich ein wenig auf Jagdbewirthschaftung versteht, es für die erste Grundregel derselben angesehen habe, bei nützlichem Wilde, also namentlich bei essbarem, das weibliche Geschlecht auf das Sorgfältigste zu schonen, dagegen bei schädlichen Raubthieren dasselbe ebenso auf jede Weise zu vermindern. Wenn ich daher jetzt einen prüfenden Blick auf mein vieljähriges Wir-

Gefahr, dem Blicke von Raubvögeln bemerkbar zu werden; gleich wie, umgekehrt, die viel grössere für den Hahn. Auf diese Geschlechts-Verschiedenheit mit ihren, für die Männchen stets um so Vieles bedenklicheren Folgen läuft daher schliesslich zu einem sehr grossen Theile, (obgleich nicht darauf allein,) die weise Fürsorge der Natur hinaus, welche eben deshalb mehr Hähne, als Hennen erzeugt. Nur aus dem Uebersehen dieses Umstandes konnte aber jene verkehrte Weisheit der französischen Jäger hervorgehen, welche die Natur verbessern will: indem sie im Frühjahr die alsdann etwa noch überzähligen Hähne wegschiesst, weil sie dieselben für überflüssig hält; während gar mancher auch noch späterhin einen sehr nützlichen Zweck erfüllen kann und sicher wirklich erfüllen wird: indem er sich dann einer verwittwet gewordenen Henne mit ihren verwaiseten Kindern annimmt. G1.

*) In der That: manche recht alte Henne bekommt im Ganzen, (wenn auch mit den von dem Hrn. Verfasser ganz richtig angegebenen Unterschieden,) ein grösseres Brustschild, als viele junge Hähne es haben. Aber das Beste dabei bleibt eben, dass es der ganzen Unterscheidung für die jägerische Praxis gar nicht bedarf: weil die ganze „Enthahnerlei“ nur ein schädlicher Eingriff in die Einrichtungen der Natur ist und bleibt. G1.

**) Was gegen die Natur, mithin schon an und für sich Unrecht ist, das kann überhaupt nie „zu rechter Zeit“ geschehen: eben, weil es zu jeder Zeit unterbleiben soll. Fällt aber hiernach das „Wenn,“ und folglich nicht weniger auch das „Wann“ hinweg: so giebt es ja, glücklicherweise, auch kein „Aber“ mehr. — G1.

ken als Waidmann zurückwerfe und die Verzeichnisse, welche ich hierüber geführt habe, vergleichend zusammenhalte: so ergibt sich mir folgendes Resultat:

Im Durchschnitte wird man wohl annehmen können, dass in gewöhnlichen Jahren etwa höchstens ein Drittheil der Repphühner weiblichen Geschlechtes sei. *)

Dagegen sind mir jedoch auch schon Fälle vorgekommen, wo die Zahl beider Geschlechter sich ziemlich gleich war. Ja, einige wenige Jahrgänge, die jedoch nur als eine seltene Ausnahme von der Regel zu betrachten sind, lieferten mir den Beweis: dass es bisweilen sogar mehr Hennen, als Männchen, geben könne. **) Hierdurch scheint also die Natur das etwa gestörte Gleichgewicht auch gleichsam mit eigener Hand wieder herstellen zu wollen. ***)

Hr. Dr. Schacht zu Berlin sagt, in seinem höchst interessanten Werke: „der Baum; Studien über den Bau und das Leben der höheren Gewächse“:

„Die Naturgesetze greifen in einander. Alles Vorhandene ist ihre nothwendige Folge; und zweckmässig ist bei der Natur Alles, weil es so sein muss.“

Ferner sagt der Philosoph Hegel:

„Alles, was wirklich ist, ist auch vernünftig.“

Der erfahrene Jäger und Wildzüchter muss daher, wenn er seinem Fache Ehre machen und sich über den gewöhnlichen Tross seiner, häufig nur von Mordlust und von der „auri sacra fames“ beseelten Zunftgenossen erheben will, nicht in den grauen Nebel hinein wirtschaften. Vielmehr soll er bereits während der ganzen vorausgegangenen Schiess- und Fangzeit über das obwaltende Geschlechts-Verhältniss sorgfältige Beobachtungen anstellen, um sich hiernäch zu richten. Denn erst diese ganz allein können ihm hierbei eine sichere Anleitung dafür geben, ob er der Natur ihren Lauf lassen, oder in der Paarzeit des nächsten Frühjahres eine gewisse, aber lieber zu kleine, als zu grosse Anzahl entbehrlicher Hähne wegnehmen soll.

Und nun, wie St. Paulus schrieb: „Prüfet Alles, und das Gute behaltet!“ — †)

Kleinwallstadt bei Aschaffenburg, am 25. April 1854.

*) „Höchstens ein Drittheil“? Das wäre noch merklich weniger, als man gewöhnlich annimmt, und weniger, als mir thatsächlich richtig scheint. Freilich habe ich die Sache nicht so genau (durch Registriren und Zahlen) untersucht; aber gerade wenn die Zahl der Hennen gewöhnlich so gering, jene der Hähne, also so überwiegend ist: dann liegt um so mehr ein wichtiger Zweck der Natur dahinter, der mithin um so weniger gestört werden muss. Gl.

**) Dieser Fall wäre in der That ein biologisch höchst merkwürdiger. Er verdient eine fernere, recht sorgfältige Aufmerksamkeit. Gl.

***) Nimmermehr! Das kann sie hierbei schon aus dem Grunde nicht „wollen“, weil sie nie und nirgends Fehler, am wenigsten solche „principielle“ und „principale“ begangen, daher auch keinen wieder gut zu machen hat: — ganz abgesehen davon, dass „einige wenige Jahrgänge“ ihn ja auch gewiss nicht für die vielen übrigen, gewöhnlichen Jahre verbessern könnten. Gl.

†) Sehr wohl! Eben das genauere „Prüfen“ zeigt aber, (ganz übereinstimmend mit Hegel,) dass auch die „überzähligen Repphähne“ etwas recht „Gutes“

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Journal für Ornithologie](#)

Jahr/Year: 1855

Band/Volume: [3 1855](#)

Autor(en)/Author(s): Diezel Carl Emil

Artikel/Article: [Das Zahlen-Verhältniss der Geschlechter bei Perdix cinerea 66-75](#)